

CHRISTOPHER MOORE
Blues für Vollmond und Kojote

Buch

Sam Hunter ist ein erfolgreicher Versicherungsvertreter und hat eigentlich alles, was ein Mann braucht: einen neuen Mercedes, eine tolle Eigentumswohnung und einen gigantischen Fernseher. Nur eines fehlt ihm zum perfekten Glück – eine Freundin. Da begegnet er Calliope, dem hinreißendsten Geschöpf, das man sich nur denken kann. Genau die Frau, von der Sam immer geträumt hat, die er aber nie anzusprechen wagte. Doch Hilfe naht in Gestalt eines alten indianischen Gottes: Kojote. Dieser ist für seine Streiche, Tricks und Betrügereien bekannt, kann allerdings auch geradezu weise sein, wenn er einmal nicht nur Unsinn macht und Chaos verbreitet. Kojote verfügt über genau die richtige Medizin, um Sam mit seiner Angebeteten zusammenzubringen. Leider hat Kojote aber keine Ahnung, wie das Ganze danach weitergehen soll. Von nun an steht Sams Leben Kopf – und das von Calliope gleich mit...

Autor

Der ehemalige Journalist Christopher Moore arbeitete als Dachdecker, Kellner, Fotograf und Versicherungsvertreter, bevor er anfang, Romane zu schreiben. Seine Bücher stürmen in Amerika bei Erscheinen sofort die Bestsellerlisten, und auch im deutschsprachigen Raum wächst seine Fangemeinde beständig.

Der Autor lebt auf Hawaii und freut sich unter:
www.chrismoore.com auf einen virtuellen Besuch.

Von Christopher Moore außerdem bei Goldmann lieferbar:

Der kleine Dämonenberater. Roman (54217) · Lange Zähne. Roman (46386) · Die Himmelsgöttin. Roman (44397) · Der Lustmolch. Roman (44986) · Die Bibel nach Biff. Roman (54182) · Flossen weg! Roman (54208) · Der törichte Engel. Roman (54224) · Ein todsicherer Job. Roman (54225) · Liebe auf den ersten Biss. Roman (54253)

Christopher Moore

Blues
für Vollmond
und Kojote

Roman

Deutsch
von Christoph Hahn

GOLDMANN
MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 1994
unter dem Titel »Coyote Blue«
bei Simon & Schuster, New York

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juli 2008

Copyright © der Originalausgabe 1994

by Christopher Moore

All rights reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1996

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher

Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagillustration: Ruth Marten, New York

An · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

eISBN 978-3-641-08450-9

www.goldmann-verlag.de

Dieses Buch
ist dem Volk der Crow
gewidmet.

Anmerkung des Autors

Die Personen in diesem Buch sind das Produkt meiner Phantasie; jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen ist von daher reiner Zufall. Die beschriebenen Orte existieren zum Teil wirklich, doch habe ich mir bei ihrer Schilderung künstlerische Freiheiten zugestanden, so dass jede Ähnlichkeit eine Nachlässigkeit meinerseits darstellt. Kurz gesagt: Das ganze Buch ist erstunken und erlogen, und zwar von vorn bis hinten.

Aussprache

SUBSTANTIV

Bezieht sich das Wort Kojote auf ein hundeartiges Raubtier, so wird es englisch KAI-YO-TIH ausgesprochen.

EIGENNAME

Bezeichnet Kojote eine Figur mit menschlichen Eigenschaften, wird es KAI-YOT ausgesprochen; ebenso in dem Namen *Old Man Kojote*.

TEIL EINS

Die
Verkündigung

Irgendwann erwischt es jeden

Santa Barbara, Kalifornien

Während draußen auf dem Gehsteig Zauberpulver verstreut wurde, erledigte Samuel Hunter mechanisch die tägliche Büroroutine – er fertigte Leute am Telefon ab, überprüfte Computerausdrucke und blaffte seine Sekretärin an, damit sie wusste, was sie den Tag über zu erledigen hatte. Diese Art, seinen Tag zu beginnen, war ihm zur Gewohnheit geworden – er agierte wie eine Maschine, bis zu dem Zeitpunkt, wenn er sich auf den Weg zu seinem ersten Kundengespräch machte und in die Rolle schlüpfte, die ihm für einen Geschäftsabschluss am passendsten schien.

Seine Bekannten hielten Sam für einen fleißigen, intelligenten Menschen, mit dem gut auszukommen war, und genau das war auch der Eindruck, den er erwecken wollte. Sam hatte ein gesundes Selbstvertrauen, das sich auf seinen geschäftlichen Erfolg gründete, doch trug er diesen nicht zur Schau, und es war nicht zuletzt seine Bescheidenheit, die ihm allenthalben Sympathien eintrug. Er war hochgewachsen und schlank und lächelte gern, und er wirkte in einem Savile-Row-Anzug vor einem Aufsichtsrat ebenso glaubwürdig wie in Jeans am Pier von Santa Barbara, wenn er mit den Fischern Seemannsgarn spann. Ebenjene Unbefangenheit, mit der Sam jedermann begegnete, war andererseits jedoch die einzige Eigenschaft, die manche Leute irritierte. Wie kam es, dass jemand derart mühelos in so viele verschiedene Rollen schlüpfen konnte, ohne jemals den Eindruck zu erwecken, er sei fehl am Platz oder

er fühle sich nicht wohl dabei? Irgendwas schien da nicht zu stimmen. Sicher, er war kein schlechter Kerl, doch man kam einfach nicht an ihn heran, konnte ihn nicht einordnen oder mit Bestimmtheit sagen, was für ein Mensch sich hinter dieser Fassade freundlicher Unverbindlichkeit versteckte. Was genau der Effekt war, den Sam erzielen wollte. Er fürchtete, sich eine Blöße zu geben, wenn er sich Gefühle wie Verlangen, Leidenschaft oder sogar Zorn anmerken ließ, und so unterdrückte er diese Emotionen, bis er sie schließlich nicht mehr empfand. Sein Leben verlief in geregelten Bahnen, ohne besondere Höhepunkte oder Tiefen.

Und so geschah es nicht ganz zwei Wochen nach seinem fünfunddreißigsten Geburtstag und etwa zwanzig Jahre, nachdem er von zu Hause weggelaufen war, dass Samuel Hunter an einem milden Herbsttag aus seinem Büro auf die sonnendurchflutete Straße hinaustrat – und plötzlich vor Begierde fast umgeworfen wurde.

Er sah ein Mädchen, das gerade dabei war, Lebensmittelleinkäufe in einem alten Datsun 280Z zu verstauen, der am Straßenrand geparkt stand, und er wusste nur noch eines: Dieses Mädchen wollte er haben.

Erst später fielen ihm wieder Einzelheiten ein – die Linie ihres sonnengebräunten Schenkels, abgeschnittene Jeans, die untere Partie ihres Busens, die einen Augenblick lang unter ihrem kurzen Top hervorlugte. Ihre strohblonden Haare hatte sie nachlässig aufgesteckt, so dass einzelne Strähnen ihre hohen Wangenknochen umspielten und ihre großen braunen Augen einrahmten. Sie wirkte auf Sam wie ein langer, schmachtender Saxophonist, der wie Öl in jene Hirnsphäre hinabgleitet, die wir mit Echsen gemeinsam haben und in der die Libido ihren Sitz hat. Von dort aus durchströmte er seinen ganzen Körper bis runter in die

Leisten und von dort aus zurück zum Magen, der sich so schmerzhaft zusammenzog, dass Sam beinahe zusammengeklappt wäre.

»Willst du sie?« Die Frage kam von irgendwo neben ihm. Es war offensichtlich eine Männerstimme. Diese Tatsache war zwar ein wenig verwirrend, doch auch wieder nicht so sehr, dass er seinen Blick von dem Mädchen losgerissen hätte.

Wieder kam die Frage. »Willst du sie?«

Sam, ohnehin schon ziemlich angeschlagen, drehte sich um und trat erschrocken einen Schritt zurück. Ein junger Indianer in schwarzen, mit roten Federn verzierten Hirschlederhosen, saß neben der Tür zu seinem Büro auf dem Gehsteig. Während Sam noch darum bemüht war, seine Fassung wiederzuerlangen, grinste der Indianer über beide Ohren und zog einen langen Dolch aus dem Gürtel.

»Wenn du sie willst, dann schnapp sie dir«, sagte er und schleuderte den Dolch quer über den Gehsteig in den Vorderreifen des Wagens des Mädchens. Es gab zunächst ein dumpfes Geräusch, dann folgte ein pfeifendes Zischen, als die Luft aus dem Reifen entwich.

»Was war das?«, sagte das Mädchen. Sie knallte die Heckklappe zu und ging um den Wagen herum.

Sam, von Panik erfasst, sah sich nach dem Indianer um, der jedoch verschwunden war – ebenso wie das Messer. Sam wandte sich um und spähte durch die Glastür in sein Büro, aber auch dort war von dem Indianer nichts zu sehen.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass ich es schon wieder geschafft habe«, sagte das Mädchen und starrte auf den platten Reifen. »Mir geht doch einfach alles schief. Ich bin zum Scheitern verurteilt.«

Sams Verwirrung steigerte sich noch. »Was reden Sie da?«

Das Mädchen drehte sich um und schaute ihn an. Bis dahin hatte sie ihn gar nicht zur Kenntnis genommen. Sie sah ihn einen Moment lang an und sagte dann: »Jedes Mal, wenn ich es endlich geschafft habe, einen neuen Job zu bekommen, ziehe ich irgendein Unheil an, das meine Chancen, den Job auch zu behalten, zunichtemacht.«

»Aber es ist doch nur ein platter Reifen. Dafür können Sie doch nichts. Ich habe den Kerl gesehen, der es getan hat. Es war ...« Sam hielt inne. Der Indianer hatte in ihm die Angst wiedererweckt, entdeckt und ins Gefängnis gesteckt zu werden. Das wollte er nicht noch einmal erleben. »Vermutlich sind Sie irgendwo über eine Glasscherbe gefahren. So was lässt sich kaum vermeiden.«

»Wieso sollte ich mir eine Scherbe in den Reifen schaffen?« Ihre Frage war ernst gemeint, und sie versuchte, in Sams Gesicht eine Antwort darauf zu finden. Selbst wenn er eine gewusst hätte, wäre sie ihm beim Blick in ihre Augen abhandengekommen. Er hatte nicht den blassesten Schimmer, was er jetzt tun sollte.

Er sagte: »Der Indianer –«

»Haben Sie ein Telefon?«, unterbrach sie ihn. »Ich muss meinen Chef anrufen und Bescheid sagen, dass ich später komme. Ich habe nämlich keinen Ersatzreifen.«

»Ich kann Sie hinfahren«, erwiderte Sam, der mächtig stolz darauf war, dass er überhaupt ein Wort herausbrachte. »Ich war gerade auf dem Weg zu einem Termin; mein Wagen steht um die Ecke.«

»Das würden Sie machen? Ich muss ziemlich weit hoch ans andere Ende der State Street.«

Sam sah auf die Uhr – allerdings mehr aus einer Gewohnheit heraus; er hätte sie auch nach Alaska gefahren, wenn sie ihn darum gebeten hätte. »Kein Problem«, sagte er. »Kommen Sie mit.«

Das Mädchen schnappte sich ein Bündel Kleider, das im Datsun lag, und folgte Sam um die Ecke zu seinem Auto. Er öffnete ihr die Tür des Mercedes und versuchte, nicht hinzuschauen, während sie einstieg. Jedes Mal, wenn er sie ansah, schien sein Hirn wie leergepustet, und er musste krampfhaft überlegen, was er als Nächstes tun sollte. Als er in den Wagen stieg und für einen kurzen Augenblick ihre braunen Schenkel auf dem schwarzen Leder des Beifahrersitzes sah, vergaß er glatt, wo er den Zündschlüssel hinstecken sollte. Er stierte aufs Armaturenbrett und versuchte, sich wieder zu beruhigen, obwohl er insgeheim dachte: *Das kann einfach nicht gut ausgehen.*

Das Mädchen sagte: »Glauben Sie, dass die Deutschen so gute Autos bauen, um für den Holocaust Buße zu leisten?«

»Was?« Er wollte sich schon zu ihr umdrehen, aber im letzten Moment zwang er sich, weiter auf die Straße zu blicken. »Nein, ich glaube nicht. Warum fragen Sie?«

»Es ist vermutlich egal. Ich dachte nur, dass es Sie vielleicht stört. Ich habe eine Lederjacke, und jedes Mal, wenn ich die an habe, muss ich meilenweite Umwege fahren, damit ich nicht an einer Kuhweide vorbeikomme. Nicht, dass die Kühe sie zurückhaben wollten – die Reißverschlüsse würden ihnen nur zu schaffen machen –, aber sie haben einfach so schöne Augen, dass ich ganz traurig werde. Das hier sind Ledersitze, stimmt's?«

»Vinyl«, sagte Sam. »Eine ganz neue Sorte Vinyl.« Er spürte ihren Duft in der Nase, eine Mischung aus Jasmin und Zitrone, was ihm beim Fahren ähnliche Probleme bereitete wie dabei, ihren Ausführungen zu folgen. Er drehte die Klimaanlage voll auf und konzentrierte sich darauf, seine Geschwindigkeit den Ampelphasen anzupassen.

»Ich wollte, ich hätte auch Augen wie ein Kalb – diese

langen Wimpern.« Sie klappte die Sonnenblende herunter und betrachtete sich im Schminkspiegel. Dann beugte sie sich herüber, bis sie mit dem Kopf fast das Lenkrad berührte, und musterte Sam. Er warf ihr einen kurzen Blick zu und spürte, wie ihm der Atem stockte, als sie ihn anlächelte.

Sie sagte: »Sie haben goldfarbene Augen. Das ist ungewöhnlich für jemanden, der so eine dunkle Haut hat. Sind Sie Araber?«

»Nein, ich bin ... Ich weiß nicht. Vermutlich eine Promenadenmischung.«

Sie hatte das offenbar falsch verstanden, denn sie erwiderte: »Ich bin noch nie einem Nomadenmischling begegnet. Soweit ich weiß, sind das prima Reiter. Meine Mutter hat mir immer ein Gedicht vorgelesen, in dem es um Kublai Khan und einen Freudenpalast ging, den er bauen ließ, und irgendwer hat mir mal erzählt, die asiatischen Nomaden wären so was wie die Rocker ihrer Zeit gewesen.«

»Wer hat Ihnen das erzählt?«

»Jemand, der selber Rocker ist.«

»Jemand?« Sam wusste, dass es irgendwo einen Funken Realität geben musste, einen Strohalm, an den er sich klammern konnte, um so die Kontrolle zurückzugewinnen – er musste ihr nur eine einzige vernünftige Antwort entlocken.

»Kennen Sie das Tangerine Café oben an der State Street? Da arbeite ich nämlich.«

»Sagen Sie mir einfach einen Block vorher Bescheid.«

Selbst nach zwanzig Jahren konnte Sam die verschiedenen Viertel von Santa Barbara immer noch nicht auseinanderhalten. Alles sah gleich aus: überall Stuckverzierungen und rote Ziegeldächer. Die Stadt war bei einem Erdbeben 1925 teilweise zerstört worden, und danach hatten die

Stadtplaner festgelegt, dass alle neuen Gewerbebauten in diesem seltsamen Kolonialstil errichtet werden sollten – sogar die Farbe des Außenanstrichs wurde einem vorge-schrieben. Das Ergebnis war ein wunderbar geschlossenes Erscheinungsbild, aber keinerlei markante Punkte, an denen man sich hätte orientieren können. Für gewöhnlich entdeckte Sam seinen Zielort in dem Augenblick, wenn er gerade daran vorbeifuhr.

»Das dahinten war es«, sagte das Mädchen.

Sam fuhr rechts ran. »Ich fahre noch mal um den Block.«

Sie öffnete die Tür. »Schon gut, ich kann ja einfach hier rausspringen.«

»Nein! Es macht wirklich keine Umstände.« Er wollte nicht, dass sie ging. Jedenfalls noch nicht. Aber sie war schon ausgestiegen. Sie beugte sich kurz hinunter und streckte ihm die Hand hin, um sich zu verabschieden.

»Vielen Dank. Ich arbeite bis vier. Irgendwie muss ich dann wieder zu meinem Wagen zurückkommen. Bis dann.« Und schon war sie weg. Sam blieb zurück, die Hand noch immer ausgestreckt und den Anblick ihres Busens einge-brannt auf seiner Netzhaut.

Einen Augenblick saß er reglos da und schnappte nach Luft. Er fühlte sich desorientiert, dankbar, ja sogar ein wenig erleichtert – ungefähr so, als wäre er im letzten Augenblick aufgeschreckt und mit beiden Füßen auf die Bremse gestiegen, als er gerade drauf und dran war, in den Wagen vor ihm reinzurasseln. Er griff nach den Zigaretten in seiner Jacke, schüttelte eine aus der Packung, und als er sein Feuerzeug in die Hand nahm, fiel sein Blick auf das Kleiderbündel, das noch immer auf dem Rücksitz lag. Er schnappte sich die Sachen, stieg aus und machte sich auf den Weg zum Café.

Der Laden hatte handgeschnitzte Massivholztüren im pseudospanischen Stil mit eisernen Zierbändern, wie die meisten Restaurants in Santa Barbara, aber von innen sah er aus wie ein Schnellrestaurant aus den fünfziger Jahren. Sam ging auf eine grauhaarige Frau zu, die an der Kasse am Ende des langen Tresens saß. Das Mädchen konnte er nirgendwo sehen.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte er. »Das Mädchen, das gerade reingekommen ist – sie hat blondes Haar –, hat das hier in meinem Wagen vergessen.«

Die Frau musterte ihn von oben bis unten. Sie schien überrascht zu sein. »Calliope?«, fragte sie ungläubig.

Sam überprüfte unauffällig, ob er Flecken auf der Krauwatte hatte oder sein Hosenlatz offenstand.

»Ich weiß nicht, wie sie heißt. Ich habe sie nur hergebracht; sie hatte eine Reifenpanne.«

»Oh«, sagte die Frau erleichtert. »Sie sehen auch gar nicht aus, als wären Sie ihr Typ. Sie ist hinten und zieht sich um, aber ohne das hier wird sie ja wohl nicht allzu weit kommen.« Die Frau nahm Sam das Kleiderbündel ab. »Wollten Sie noch mit ihr reden?«, fragte sie.

»Ach, nein. Ich denke, es ist besser, wenn ich sie nicht von der Arbeit abhalte.«

»Das ist kein Problem, der andere Kerl da hinten wartet auch auf sie.« Die Frau deutete an das andere Ende des Tresens. Sam folgte ihrem Blick, bis er den Indianer sah, der an der Theke saß und eine Zigarette rauchte, wobei er nach jedem Zug den Rauch in alle vier Himmelsrichtungen blies. Er blickte auf und grinste Sam an. Sam wich vom Tresen zurück und taumelte rückwärts nach draußen, wobei er auf der Schwelle ins Stolpern geriet und sich eben noch am schmiedeeisernen Geländer festhalten konnte.

Als hätte er sich gerade einen harten Kinnhaken einge-

fangen, lehnte er an dem Geländer und schüttelte den Kopf. Was war hier eigentlich los? Es konnte natürlich eine Falle sein, und der Indianer und das Mädchen steckten unter einer Decke. Aber woher wussten die beiden, wer er war? Wie war der Indianer so schnell ins Restaurant gekommen? Und wenn sie ihn erpressen wollten, wenn sie von dem Mord wussten, warum versuchten sie es auf diese Tour? Was sollte diese Heimlichtuerei?

Während er wieder in seinen Mercedes stieg, versuchte er die bösen Vorahnungen, die ihn beschlichen, wieder abzuschütteln. Er war gerade dem schönsten Mädchen begegnet, das er je gesehen hatte, und er würde sie bald wieder sehen. Er war ihr zu Hilfe geeilt, er hatte sie gerettet; hätte er beim ersten Mal einen besseren Eindruck machen können? Nie im Leben, selbst wenn er es vorgehabt hätte. Der Indianer war schierer Zufall. Das Leben war prima, oder?

Er ließ den Motor an und legte den ersten Gang ein, als ihm plötzlich einfiel, dass er nicht den blassesten Schimmer hatte, wo er überhaupt hinfahren wollte. Er hatte irgendeinen Termin gehabt, als er sein Büro verließ. Mehrere Blocks weit versuchte er, sich zu erinnern, mit wem er sich hatte treffen wollen und in welche Rolle er zu diesem Zweck zu schlüpfen hatte. Schließlich gab er auf und drückte die automatische Wähltaste seines Mobiltelefons. Während die Wählautomatik sich piepsend durch die Telefonnummer seines Büros arbeitete, traf es ihn wie ein Blitz. Plötzlich wusste er, warum er sich so unbehaglich fühlte: Der Indianer hatte goldfarbene Augen.

Während der kurzen Zeitspanne, bis seine Sekretärin antwortete, brachen zwanzig Jahre seines Lebens in sich zusammen, zwanzig Jahre voller Lug und Trug – es war, als würde ihm der Boden unter den Füßen weggezogen, und er fühlte sich hilflos und verängstigt.

Der Medizinschluckspecht von Montana

Crow Country, Montana

Black Cloud Follows – Dem-die-schwarze-Wolke-folgt – donnerte durch die morgendliche Stille der reifbedeckten Talsenke von Little Bighorn, hinaus aus dem Crow-Reservat, unter dem Highway 90 hindurch, und kam auf dem kiesbestreuten Parkplatz von Wiley's Tankstelle und Supermarkt zum Stehen. Black Cloud Follows war ein ockerfarbener 77er Oldsmobile Cutlass mit Dieselmotor, der sich anhörte, als würde er jeden Moment den Geist aufgeben – besonders nun, da er spuckte und keuchte, bis er schließlich eine ölig schwarze Wolke ausstieß, die sich wie eine tragbare Sonnenfinsternis zwischen den goldenen Pappeln und Eschen am Ufer des Little Bighorn hin verzog, und Adeline Eats zurückließ, die neben dem Wagen stand und den Draht wieder zusammendrehte, mit dem die Fahrertür zugehalten wurde.

Adeline hatte ihr rabenschwarzes Haar mit Hilfe von Unmengen Haarspray zu einem glänzenden Schneckenhaus aufgetürmt. Der grellrosa Parka über ihrem Flanellhemd und dem Overall verlieh ihr eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Michelin-Mann. Während der Cutlass noch zuckte und wackelte – das Ding wollte einfach keine Ruhe geben –, zündete sie sich eine Salem 100 an, sog den Rauch tief ein und verpasste Black Cloud Follows mit ihren roten Reeboks einen heftigen Tritt gegen die Stoßstange. »Ruhe da drinnen«, sagte sie.

Wie auf Kommando verstummte der Wagen und han-

delte sich dafür ein liebevolles Tätscheln ein. Indirekt verdankte Adeline diesem alten Wagen ihren Mann, sechs Kinder und ihren Job. Sie brachte es einfach nicht über sich, längere Zeit sauer auf ihn zu sein.

Während sie ums Auto herumging, um den Kofferraum zu öffnen, bemerkte sie, dass im reifbedeckten Gras etwas lag, das ebenfalls von Reif überzogen war und eine ziemliche Ähnlichkeit mit einer Leiche hatte. *Wenn er tot ist, überlegte sie, kann er warten, bis ich einen Kaffee gekocht habe. Wenn er noch lebt, kann er ihn vermutlich gebrauchen.*

Sie schloss die Ladentür auf und watschelte herum, bis sie alle Lichter eingeschaltet und alle Türen aufgeschlossen hatte, dann setzte sie die Kaffeemaschine in Gang und ging wieder hinaus, um den Waschsalon aufzuschließen, der sich in einem weiteren Blockhaus befand, welches ebenso wie ein Motel mit acht Zimmern zu Wiley's Tankstelle gehörte. Knirschend stakte sie durchs gefrorene Gras und warf einen weiteren Blick auf den Körper, der sich in der Zwischenzeit nicht bewegt hatte. Hätte nicht der Frost eingesetzt, wäre Old Man Wiley jetzt schon unterwegs, um Zieselfallen aufzustellen, und dann hätte er sich um das Problem mit dem leblosen Körper gekümmert. Außerdem hätte sich Adeline von ihm wegen Black Cloud Follows wieder mal jede Menge Scheiß anhören müssen, denn deswegen nölte er schon seit fünfzehn Jahren rum.

Wiley – ein Weißer – war derjenige, dem der Wagen seinen Namen verdankte. Crow gaben normalerweise Autos oder Tieren keine Namen – aber Wiley ließ keine Gelegenheit verstreichen, den Leuten, an denen er sein Geld verdiente, eins reinzuwürgen. Wenn ich nur meine Ruhe habe, ist es nicht zu viel verlangt, sich um einen Toten zu kümmern, dachte Adeline.

Als der Kaffee fertig war, goss sie zwei große Styroporbecher voll (einen für sich und einen für die Leiche) und kippte in jeden eine ordentliche Ladung Zucker. Die Leiche hatte lange Zöpfe, weswegen sie annahm, dass es sich um einen Crow handelte, der vermutlich Zucker im Kaffee trinken würde – immer vorausgesetzt, er war noch am Leben. Falls nicht, würde Adeline seinen Kaffee trinken, und sie wollte ganz bestimmt Zucker drin.

In den Tagen, als die Büffel noch das Tal bevölkerten, hatte der Cheyenne-Prophet Sweet Medicine eine Vision, dass Männer mit Haaren im Gesicht kommen und den Indianern weißen Sand bringen würden, der Gift für sie war. Die Prophezeiung hatte sich bewahrheitet, der weiße Sand war Zucker, und Adeline gab dem Weißen Mann die Schuld daran, dass er sie vergiftet hatte und sie deshalb nun zweihundert Pfund wog.

Sie nahm den Kaffee, stieß mit dem Hinterteil die Hintertür auf und ging knirschenden Schrittes zu der Stelle, wo die reglose Gestalt lag. Die Leiche lag mit dem Gesicht nach unten, und auf ihren Jeans und ihrer Levi's-Jacke glitzerte der Raureif. Adeline stieß sie mit dem Fuß in die Rippen. »Bist du erfroren?«, fragte sie.

»Nee«, sagte der Tote, und weil er mit dem Mund auf dem Boden lag, wirbelte er beim Sprechen neben dem Dunst auch ein wenig Staub auf.

»Verletzt?«

»Nee.« Mehr Staub.

»Betrunken?«

»Yep.«

»Willst du 'nen Kaffee?« Adeline stellte einen der Becher neben seinen Kopf. Der Tote – Adeline bezeichnete ihn in Gedanken immer noch so – rollte herum, und jetzt erkannte sie, dass es Pokey Medicine Wing war, der alte Lügenbold.

Mit knackenden Gelenken richtete Pokey sich auf und versuchte, den Becher zu packen, doch offensichtlich waren seine Hände so steifgefroren, dass er es nicht schaffte. Also hob Adeline den Becher auf und hielt ihn ihm hin.

»Ich dachte, du wärest tot, Pokey.«

»Gut möglich. Ich hatte gerade einen Medizintraum.« Als er den Becher zum Mund hob, fing er an zu zittern, und er musste in den Rand beißen, um ihn einigermaßen ruhig zu halten. »Ich bin schon zweimal gestorben, das weißt du...«

Adeline übergang diese Lüge und deutete auf einen seiner Zöpfe, der ihm in den Becher gefallen war.

Pokey zog den Zopf heraus und wischte das perlenbesetzte Band, mit dem er umwickelt war, an seiner Jacke trocken. »Guter Kaffee«, sagte er.

Adeline schüttelte eine Salem aus ihrer Zigarettenschachtel und bot sie ihm an.

»Danke«, sagte er. »Nach einem Medizintraum muss man ein Gebet sprechen.«

Adeline gab ihm mit ihrem Bic-Feuerzeug Feuer. »Ich bin doch jetzt Christin«, sagte sie. Sie hoffte inständig, dass er darauf verzichten würde, ein Gebet über die Zigarette zu sprechen. So lange war es nun auch noch nicht her, seit sie zum christlichen Glauben übergetreten war, und die alten Sitten und Gebräuche verunsicherten sie immer noch ein wenig. Außerdem log Pokey wahrscheinlich, was die Sache mit dem Medizintraum anging – er log, wenn er nur den beinahe zahnlosen Mund aufmachte.

Pokey schaute sie mit zusammengekniffenen Augen an und grinste, doch er sprach kein Gebet. »Ich habe den Jungen von meinem Bruder Frank gesehen – den mit den gelben Augen, der den Bullen vom Damm geschmissen hat. Weißt du noch?«

Adeline nickte. Sie hatte absolut keine Lust, sich diesen Kram anzuhören. »Vielleicht solltest du einem Medizinmann davon erzählen.«

»Ich *bin* ein Medizinmann«, sagte Pokey. »Es glaubt mir bloß keiner. Ich brauche niemand, der mir meine Visionen erklärt. Ich habe den Jungen zusammen mit Old Man Kojote gesehen, und bei den beiden war ein Schatten, der aussah wie der Tod.«

»Ich muss mich jetzt an die Arbeit machen«, sagte Adeline.

»Ich muss den Jungen finden und ihn warnen«, sagte Pokey.

»Es ist jetzt zwanzig Jahre her, seit der Junge verschwunden ist. Vermutlich ist er längst tot. Du hast einfach nur geträumt.« Pokey war ein Lügner, und Adeline wusste, dass es eigentlich keinen Grund gab, sich von seinen Tiraden beunruhigen zu lassen, und doch war sie nervös geworden. »Wenn du in Ordnung bist, kann ich ja wieder an die Arbeit gehen.«

»Du glaubst nicht an Medizin, wie?«

»Mr. Wiley wird bald auftauchen. Ich muss den Laden aufmachen«, sagte Adeline. Sie drehte sich um und machte sich auf den Weg zum Laden.

»Ist das nicht eine Schreieule?«, rief Pokey ihr nach.

Adeline ließ ihren Kaffee fallen, duckte sich und suchte in heller Panik den Himmel ab. Den alten Überlieferungen zufolge war die Schreieule das schlimmste aller Omen; in ihrer Gestalt lebten böse Geister; wenn man eine sah oder hörte, so war das, als blickte man seinem eigenen Tod ins Auge. Adeline hatte eine Heidenangst.

Pokey grinste sie an. »Ach, wohl doch nicht. Muss ein Falke gewesen sein.«

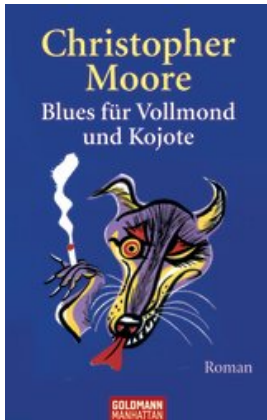
Adeline erholte sich wieder von ihrem Schreck, und als

sie in den Laden stapfte, betete sie zu Jesus, dass Er Pokey seine Sünden vergeben und ihm kräftig in den Arsch treten möge, wenn Er Zeit dazu hätte.

Die Launen der Technik kitzeln das Gedächtnis

Santa Barbara

Nachdem Sam von seiner Sekretärin erfahren hatte, wo er sich mit seinem Klienten treffen wollte, legte er sein Mobiltelefon auf und tippte die Angaben in das Navigationssystem, das er in seinen Mercedes hatte installieren lassen, damit er immer wusste, wo er sich gerade befand. Egal, wo er sich aufhielt, Sam war immer erreichbar. Neben dem Mobiltelefon hatte er noch einen Beeper, durch den er via Satellit an jedem Ort der Erde angepeilt werden konnte. Faxgeräte und Computer standen in seinem Büro und bei ihm zu Hause, und außerdem besaß er noch einen Notebook-Computer mit einem Modem, das ihm den Zugang zu Datenbanken ermöglichte, die ihn mit allen wichtigen Informationen von demographischen Daten bis zu Zeitungsausschnitten über seine Klienten versorgten. Mittels dreier Fernseher mit Kabelanschluss, die ihn über das Wetter, das Weltgeschehen und die letzten Sportereignisse auf dem Laufenden hielten, holte er sich die Welt in seine vier Wände und ließ sich darüber hinaus mit dem üblichen Stumpfsinn versorgen, wenn ihm in seinen Mußestunden der Sinn nach seichter Unterhaltung stand. Dank dieser Technologie wusste er, was gerade angesagt war und was nicht, und sie versorgte ihn mit allen möglichen Informationen darüber, was notwendig war, um in jede beliebige Rolle zu schlüpfen, wenn er einem potentiellen Kunden gegenüberzutreten hatte. An die Stelle des Vertre-



Christopher Moore

Blues für Vollmond und Kojote

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-08450-9

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2012

Der junge erfolgreiche Versicherungsmakler Sam Hunter hat ein Problem und ein Geheimnis. Das Problem: Er hat immer noch nicht die richtige Frau gefunden. Sein Geheimnis: Sam heißt in Wirklichkeit „Samson jagt allein“ und ist Indianer. So ist es kein Wunder, dass der alte indianische Gott und Spaßvogel „Kojote“ auftaucht, um Sam mit der hinreißenden Calliope zusammenzubringen. Doch damit fängt das Chaos erst an ...

- Vom Autor der Bestseller „Die Bibel nach Biff“ und „Ein todsicherer Job“.